

Du bist oben, eh' Du, sogar wenn die Eigenthümer Narren genug wären, Dich ungehindert fortmachen zu lassen, auch nur ein Paar Kubitschuh abgetragen hast. Cospetto!" fügte der Doctor bei, „es ist schon mehr als zweitausend Jahre, seit der arme Plato den Ebnungsprozeß begonnen hat, und der Berg zeigt noch immer die alte Höhe.“

Während Niccabocca so sprach, war ihm seine Pfeife ausgegangen. Gedankenvoll begab er sich von hinnen und überließ es Leonard Fairfield, zu versuchen, ob er Licht gewinnen könne aus dem Rauch.

Neuntes Kapitel.

Kurz nach dieser Belehrung durch Niccabocca fand ein Ereigniß statt, welches dazu diente, Leonards Geist in neue Richtungen zu führen. Eines Abends war er in Abwesenheit seiner Mutter eben mit einer neuen mechanischen Vorrichtung beschäftigt, als unglücklichweise eines der Werkzeuge zerbrach, die er dazu nöthig hatte. Der Leser wird sich erinnern, daß Lenny's Vater der Hauptzimmermann auf des Squire's Gütern gewesen war. Die Wittve hatte das Handwerkszeug, welches ihrem armen Mark gehörte, sorgfältig aufbewahrt und borgte gelegentlich wohl Lenny ein Stück davon, ließ sich aber nicht bewegen, dasselbe ihm ganz abzutreten. Der junge Mensch wußte, daß er unter diesem Vorrath finden werde, was ihm nöthig war, und da die Vorrichtung Interesse für ihn hatte, wollte er nicht

warten, bis seine Mutter nach Hause kam. Die Werkzeuge nebst anderen kleinen Hinterlassenschaften des Verstorbenen befanden sich in einer großen Truhe, die in Mrs. Fairfield's Schlafkammer stand, und da dieser Aufbewahrungsort nicht verschlossen war, so machte sich Lenny kein Bedenken daraus, das Erforderliche selbst abzulangen. Während er nach dem Geräth spähetete, fiel sein Blick auf einen Bund Manuscripte, und er erinnerte sich dabei plötzlich, wie seine Mutter ihm, als er noch ein bloßes Kind war, das nichts von dem Unterschied zwischen Prosa und Versen verstand, das Paket mit den Worten gezeigt hatte: „Wenn Du einmal ordentlich lesen kannst, Lenny, sollst Du dies ansehen dürfen. Mein armer Mark schrieb so schöne Verse — ach, wie er geschult war!“ Leonard hatte nun alles Recht zu der Annahme, daß die Zeit gekommen sey, welche ihn würdig machte, die väterlichen Ergießungen zu lesen, und löste daher mit lebhaftem, aber wehmüthigem Interesse die Schnur des Bündels. Er erkannte seines Vaters Handschrift, die er oft in den Hausbüchern und auf anderen Gedenkblättern gesehen hatte, und las mit Spannung einige gereimte Spielereien, die nicht sonderlich viel Genie und ebensowenig Meisterschaft in Sprache und Versbau verriethen; es waren mit einem Worte Gedichte, wie sie ein Mann, der sich selbst gebildet hat und bei dem wohl poetischer Geschmack und Gefühl, keineswegs aber poetische Begeisterung und künstlerische Ausbildung zu finden ist, mit Ehren vorweisen kann, ohne jedoch auf Ruhm Anspruch machen zu dürfen. Aber beim Durchblättern dieser „Gelegenheitsgedichte“ stieß er auf

andere von einer kleinen und schönen weiblichen Handschrift, und er hatte kaum sechs Zeilen davon gelesen, als er sich schon unwiderstehlich gefesselt fühlte. Sie waren viel werthvoller, als die des armen Mark, und trugen unverkennbar den Stempel des Genie's. Wie die Poesie der Frauen überhaupt waren auch die vorliegenden Ergüsse dem persönlichen Gefühl geweiht — kein Spiegel der Welt, sondern die Betrachtungen eines einsamen Herzens. Und gerade diese Art von Poesie spricht die Jugend besonders an. Auch hatten die fraglichen Verse für Leonard noch eine besondere Anziehung: sie schienen einen Kampf auszudrücken, der dem seinigen verwandt war — eine Klage gegen die Verhältnisse, in welchen die Dichterin lebte, ein süßes, melodisches Murren gegen das Schicksal. Im Uebrigen charakterisirten sie sich durch einen Schwung des Gefühls, der bei einem Manne als Uebertreibung erschienen wäre; aus einer weiblichen Feder aber stammend wurden sie von so vielen ächten Offenbarungen einer aufrichtigen, tiefen, begeisterten Seele getragen, daß sie stets natürlich klangen, obgleich ihr Ursprung aus einer Natur, der das Glück nicht freundlich zur Seite stand, nicht zu verkennen war.

Leonard war noch in das Lesen dieser Gedichte vertieft, als Mrs. Fairfield in das Zimmer trat.

„Was machst Du da, Lenny? — Warum durchstörest Du meine Truhe?“

„Ich wollte nach des Vaters Handwerkszeug sehen, Mutter, und fand diese Papiere, von denen Ihr mir sagtet, daß ich sie mit der Zeit lesen sollte.“

„Nun wundert's mich nicht, daß Du mich nicht eintreten hörtest,“ versetzte die Wittwe seufzend. „Ich konnte stundenlange still sitzen, wenn der arme Mark mir seine Gedichte vorlas. Es ist ein so schönes darunter, 'des Landmanns Herd', Lenny; hast Du dies noch nicht gefunden?“

„Ja, liebe Mutter, und die Anspielung auf Euch entging mir nicht; sie brachte mir Thränen in's Auge. Aber diese Verse sind nicht von meinem Vater — von wem sonst? Die Schrift ist eine Weiberhand.“

Mrs. Fairfield sah selbst zu, wechselte die Farbe, fühlte eine Schwächeanwandlung und setzte sich nieder.

„Die arme, arme Nora,“ sagte sie stockend. „Ich wußte nicht, daß sie da wären. Mark bewahrte sie auf, und so kamen sie wohl unter seine —“

Leonard. — „Wer war Nora?“

Mrs. Fairfield. — „Wer? — Kind — wer? Nora war — war meine — meine Schwester.“

Leonard, der mit großem Erstaunen sein Ideal von der Verfasserin dieser mit so zierlicher Hand geschriebenen musikalischen Zeilen mit seiner einfachen, unerzogenen Mutter vergleicht, die weder lesen noch schreiben kann. — „Eure Schwester — ist es möglich? Also meine Tante. Wie kommt es, daß Ihr mir nie zuvor etwas von ihr gesagt habt? O, und Ihr solltet so stolz seyn auf sie, Mutter!“

Mrs. Fairfield, die Hände zusammenschlagend. — „Wir waren freilich stolz auf sie, wir alle — Vater, Mutter und Alle! Sie war so schön und so gut und durchaus

nicht stolz, obschon sie ausseh wie die erste Lady im Land?
O Nora! Nora!"

Leonard, nach einer Pause. — „Aber sie muß eine ausgezeichnete Erziehung genossen haben.“

Mrs. Fairfield. — „Ja wohl hatte sie.“

Leonard. — „Wie kam dies?“

Mrs. Fairfield, auf ihrem Sessel hin und her rückend. — „O, die gnädige Frau war ihre Pathin — die Lady Lansmere meine ich — und gewann eine Zuneigung zu ihr, als sie erst so groß war. Und sie mußte im Park wohnen und der gnädigen Frau aufwarten; und dann wurde sie in die Schule geschickt, und Nora war so gescheidt, daß sie durchaus nach London mußte als Gouvernante. Aber sprich nicht weiter davon, Knabe — sprich nicht mehr davon!“

Leonard. — „Warum nicht, Mutter? — Was ist aus ihr geworden? — Wo ist sie?“

Mrs. Fairfield, in einen Strom von Thränen ausbrechend. — „Im Grab ist sie — in ihrem kalten Grabe! Todt — todt!“

Leonard fühlte sich über die Maßen erschüttert. Von einem Dichter glaubt man, daß er immer leben, immer unser Freund seyn müsse. Es war Leonard, als sey seinem Herzen plötzlich ein theures Wesen entrissen worden. Er versuchte seine Mutter zu trösten; aber ihr Schmerz war ansteckend, und er weinte mit ihr.

„Und wie lange ist sie schon todt?“ fragte er in schmerzlichem Tone.

„Schon manches, manches lange Jahr; aber“ — fügte Bulwer, meine Novelle,

Mrs. Fairfield bei, indem sie aufstand und ihre bebende Hand auf Leonards Schulter legte — „Du mußt nicht mehr von ihr mit mir reden — ich kann's nicht ertragen — es bricht mir das Herz. Viel lieber rede mit mir von Mark — komm mit hinunter, komm!“

„Darf ich diese Verse nicht behalten? — Laßt mir sie, Mutter.“

„Ach, diese Paar Fetzchen Papier sind Alles, was von ihr noch übrig ist. Ja, behalt sie — aber die von Mark mußt Du wieder in die Truhe legen. Sind alle da? — gewiß?“

Und die Wittwe, obgleich sie die Verse ihres Mannes nicht lesen konnte, musterte eifersüchtig die Blätter, die mit seinem unregelmäßigen großen Gefrigel beschrieben waren, strich sie mit Sorgfalt glatt, verwahrte sie in der Truhe und legte wieder einige Lavendelzweigchen darüber, die der unachtsame Leonard in Unordnung gebracht hatte.“

„Aber,“ sagte Leonard, während sein Auge auf der schönen Handschrift der so früh verstorbenen Tante ruhte — „Ihr nennt sie Nora, und ich sehe, daß sie sich mit L. unterzeichnet.“

„Leonora war ihr Name. Ich sagte, sie sey das Pächtenkind der gnädigen Frau gewesen. Kürze halber nannten wir sie Nora —“

„Leonora — und ich heiße Leonard — bin ich um ihrer Willen zu diesem Namen gekommen?“

„Ja, ja — doch schweige, schweige, Knabe,“ schluchzte die arme Mrs. Fairfield, und kein Bitten und Schmeicheln

konnte sie bewegen, über einen Gegenstand fortzufahren oder ihn wieder aufzunehmen, der ihr augenscheinlich so bitteren Schmerz bereitete.

Zehntes Kapitel.

Es ist schwer, erschöpfend die Wirkung zu schildern, welche diese Entdeckung in der Kette von Leonards Gedanken hervorbrachte. Ein Wesen also, das seinem eigenen geringen Stamme angehörte, war ihm vorangegangen im kämpfenden Aufschwung nach den höheren Regionen der Erkenntniß und des Verlangens. Es erging ihm wie dem Matrosen, der in Mitte eines unbekannten Meeres auf einer verlassenen Insel einen bekannten theuern Namen eingegraben findet. Und diese geistvolle Trägerin ihres Kammers, deren Daseyn er erst aus ihrem Lied kennen gelernt hatte, und deren Tod noch nach Abfluß einer langen Reihe von Jahren in dem einfachen Herzen der Schwester einen so leidenschaftlichen Gram hervorrief — lieb der Romantik, die in seinem jungen Herzen erwachte, das Ideal, nach welchem er forschte, ohne es selbst zu wissen. Mit Freude erfüllte ihn die Kunde, daß sie schön und gut gewesen war. Er hielt inne in seinen Bücherstudien, um über sie nachzudenken und in seiner Phantasie ihr Bild zu entwerfen. Daß in ihrem Schicksal etwas Geheimnißvolles lag, war ihm augenfällig, und während diese Ueberzeugung seinem Interesse mehr Tiefe verlieh, gewann das Geheimniß selbst